



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Walther von der Vogelweide als mittelalterlicher und moderner Dichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Walthar von der Vogelweide als mittelalterlicher und moderner Dichter.

Unsere mittelalterliche Literatur ist durch die junge Wissenschaft der deutschen Philologie dem Untergange entrissen und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen aller Art Gemeingut der Bildung unserer Zeit geworden. Zweierlei Ansichten über ihr Verhältniß zu dieser stehen sich bei den eigentlich Sachverständigen und im Publicum selbst noch unvermittelt gegenüber. Die eine will sie nur als culturgeschichtliches Material gelten lassen und setzt sie somit auf dieselbe Stufe, auf der alle anderen geschriebenen Quellen der geschichtlichen Erkenntniß rangiren. Denn wenn man auch zugestehet, daß grade die Art von geschichtlichen Zeugnissen, wie sie eine Nationalliteratur gewährt, vor andern, namentlich vor den eigentlichen Urkunden eine unmittelbarere, tiefere und lebensvollere Einsicht in das innerste Wesen der Vergangenheit bietet, so ist damit doch nur ein Vorzug des Grades und nicht der Art bedingt. Unsere moderne Literaturhistorie, vor allem ihr Chorführer Gervinus bekennt sich überwiegend zu dieser Auffassung, und von hier aus hat sie nach allen Seiten hin direct und indirect Propaganda gemacht. Das poetische Verdienst und der geistige Gehalt unserer älteren Literatur wird damit zwar nicht gradezu negirt, aber tritt doch als etwas Secundäres zurück. Bemerkenswerth ist, daß die Hauptvertreter dieser Ansicht sehr bereitwillig der antiken Literatur eine völlig andere Stellung zu dem modernen Geiste zuzugestehn pflegen. Sie gilt ihnen nicht bloß als wichtiges Material der Alterthumskunde, sondern auch wenigstens in ihren Hauptzeugnissen als eine noch immer giltige Offenbarung der höchsten geistigen Potenz der Menschheit, sowohl was ihre Kunstform als was ihren Gedankeninhalt anbetrifft. Es ist im Wesentlichen noch derselbe Standpunkt, den schon die erste Periode des modernen Humanismus eingenommen hatte. Im sechzehnten Jahrhundert hat man die Dichter des zwölften und dreizehnten entweder gar nicht als lesenswerth gelten lassen, so wenig, wie andere Producte der finstern Mönchszeit in Philosophie, Theologie und den übrigen Wissenschaften, oder man hat sie nur als „Zeugnisse“ großer geistiger Bewegungen, die sich noch in die Gegenwart fortsetzten, gebraucht. So mußte die Evangelienharmonie des Otfried aus dem neunten Jahrhundert den lutherischen Theologen dazu dienen, die reinere Lehre der ältern Kirche im Gegensatz zu dem angeblich erst später eingerissenen Verderbniß des Papstthums zu beweisen. Nur deshalb nahm sich der bekannte Flacius Illyricus der Herausgabe des Buches an: es war ein *testis veritatis* mehr in seinem großen Katalog der reformatorischen Stimmen

vor der Reformation. Von dem poetischen Verdienste ist dabei keine Rede, sondern nur von der Gottesfurcht der deutschen Altvordern, daneben auch von der Gelegenheit, daraus die alte deutsche Sprache zu erlernen. Aehnlich mußten es sich die Nibelungen gefallen lassen, in der Hand des Lazius als Quelle für die Geschichte der Völkerwanderung zu fungiren, und selbst noch während des siebzehnten und eines Theils des achtzehnten Jahrhunderts, wo Leute wie Goldast, Schilter, Scherz, Eccard, Oberlin, freilich nicht im Sinne der heutigen Wissenschaft, aber doch äußerst fleißig sich um die altdeutsche Literatur bemühten, geschah es immer nur wegen des historischen, juristischen, theologischen oder sprachgeschichtlichen Interesses, das sich daran knüpfte. Was wir jetzt unter den einen Begriff der Culturgeschichte zusammenfassen, fiel für die damalige Anschauung noch in eine Anzahl selbständiger Fächer auseinander. Das Einheitsband hat erst die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt, aber die einzelnen Glieder waren nichts desto minder schon vorhanden. Was für uns also das culturgeschichtliche Moment der altdeutschen Literatur bedeutet, das bedeutete damals ihre Verwerthung als Hilfsmittel für einzelne Wissenschaften. Dabei galt es allen jenen in unsern ältern Schriftwerken gründlichst belehrten Gelehrten als selbstverständlich, daß der wahre Kanon poetischer und oratorischer Kunst nur bei den Griechen und Römern, allenfalls auch bei den Franzosen aus der Zeit Louis des Vierzehnten, aber niemals bei den Zeitgenossen Alexanders des Dritten und Innocenz des Dritten zu suchen sei.

Es ist interessant zu sehen, wie sich allmählig und zuerst mit einiger Schüchternheit eine so ganz andere Ansicht darüber bildete. Es geschah im genauesten Zusammenhang mit dem großen literarischen Reformprocesse des achtzehnten Jahrhunderts, und auch hier wie anderwärts hat Gottsched wenigstens ein relatives Verdienst des Anregens. Seine eigene Betheiligung an der germanistischen Thätigkeit ging nicht über einen unruhigen Dilettantismus hinaus, aber er betonte zuerst neben dem bloß literarhistorischen auch den selbständigen poetischen Werth von Gedichten, deren Mehrzahl die besangenen heutigen Vorkämpfer für die Poesie des Mittelalters nichts mehr abzugewinnen vermögen.

Gottscheds ehemalige Freunde und nachherige Feinde, die Schweizer, besonders Bodmer selbst, dann Klopstock, Gellert, Lessing, Herder, bezeichnen ebenso viel Phasen in dem Urtheil unserer literarischen Koryphäen. Am entschiedensten trat Herder für das bleibende Recht der altdeutschen Poesie ein, weil er sie in Bausch und Bogen unter seinen Begriff der Natur- oder Volkspoesie bringen zu können glaubte. Der eigentliche Höhepunkt unserer Classicität, Goethes und Schillers Zusammenwirken, bezeichnet jedoch eine momentane Reaction gegen die herdersche Ansicht. Es ist bekannt, wie sich Schiller stets nur ablehnend dagegen verhalten hat. Die Romantiker haben auch hierin an Herder angeknüpft. Von ihnen und von dem erwachenden Nationalgefühl der ersten Jahrzehnte

dieses Jahrhunderts datirt jene Art von literarhistorischer und ästhetischer Befangenheit, welche in dem jüngern Titirel das erste aller Producte der Poesie überhaupt sah und welche die Nibelungen weit über Homer setzte. Natürlich folgte darauf ein starker Rückschlag, der wenigstens insofern nach allen Seiten heilsam gewirkt hat, als dadurch der literarhistorischen Kritik freies Feld geschaffen wurde, und als die, welche sich zur Vertheidigung der mittelalterlichen Literatur gedrungen fühlten, dies nicht mehr bloß mit schwebenden Phrasen, sondern mit eindringender Gelehrsamkeit thun mußten.

Niemand wird es auffallend finden, wenn unsere Germanisten vom Fache im Gegensatz zu den bloßen Literarhistorikern stillschweigend oder ausdrücklich sich zu dem Glauben an die fortdauernde Berechtigung des Gegenstandes ihrer Lebensthätigkeit bekennen. Der *Parcival* und die *Nibelungen* gelten ihnen nicht bloß als Fundgruben für die Sprache und Alterthumskunde im geläutertsten Sinn des Wortes, sie fühlen aus ihnen nicht bloß eine eminente Kraft des poetischen Schaffens heraus, sie meinen auch, daß die genannten und andere Producte gleicher Art als ein Bestandtheil unserer heutigen Bildung in der Lectüre wieder eingebürgert werden könnten und sollten. Eine rüstige Schaar von Uebersetzern, voran der wahrhaft unermüdlche *Simrock*, kommt ihnen zu Hilfe; die Schule hat sich von Jahr zu Jahr mehr nach anfänglichem Widerstreben bequemt, dem Altdeutschen einen festen Platz unter ihren Unterrichtsgegenständen einzuräumen. Es ist wenigstens die Möglichkeit geboten, daß die künftige Generation, soweit sie überhaupt einen umfassenderen Unterricht genossen hat, unsere ältere Literatur in der Ursprache lesen kann.

Den eifrigern Vorkämpfern für das Altdeutsche ist damit freilich noch nicht genug gethan. Ihre Klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publikums sind schon so stereotyp, daß sie alle Wirkung verloren haben. Und in der That sind sie auch im Angesicht von Erscheinungen wie die vorhin erwähnten nicht recht zu begreifen, wenn man sie nicht durch den natürlichen Trieb des menschlichen Geistes zur schrankenlosen Propaganda für das, was ihn grade fesselt, erklären will.

Wer die Berechtigung des Altdeutschen für die Gegenwart und ihre geistigen Bedürfnisse versieht, geht, wie schon gesagt, unwillkürlich von der Voraussetzung aus, daß es etwas mehr als bloßes culturgeschichtliches Material sei. Wäre es bloß das, so würde weder das größere Publikum durch Uebersetzungen, noch unsere Jugend durch die Schule zu einer vertrauten Gemeinschaft damit veranlaßt werden. Denn bloßes geschichtliches Quellenmaterial gehört für die Wenigen, die Erforschung und Darstellung der Geschichte zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben; nur die gereiften Früchte ihrer Arbeit gehören für alle, die auf Bildung Anspruch machen. Das Altdeutsche soll auch nicht allein wegen seines Nutzens, oder wenn man will, wegen seiner Unent-

behrlichkeit für das wissenschaftliche Sprachstudium gelten: die Rechnung zeigt, daß nur Wenige dazu berufen sind, und daß sich die Andern auch ohne Gothisch und Althochdeutsch mit der heutigen lebenden Sprache zurecht finden. Alle unsere ältern größten Meister der Sprachform haben sehr wenig davon gewußt, und von den größten Kennern der älteren Sprache gehören nur sehr wenig unter die Zahl der guten Schriftsteller. Wollte man die Ansprüche, die man erhebt, klarer formuliren, als es zu geschehen pflegt, so würden sie etwa so lauten: die altdutsche Literatur ist deshalb von allgemeiner Bedeutung für unser ganzes geistiges Leben, weil sie nach Form und Inhalt eine Seite der höheren Productivität des Geistes darstellt, die sich in dieser Art weder in der modernern deutschen noch in irgendeiner andern Literatur findet. Läßt sich diese Behauptung beweisen, so ist gegen ihre Berechtigung und nicht bloß für heute nichts einzuwenden. Da es sich hierbei um Begriffe handelt, die jedem Gebildeten zugänglich sind, wenn man sie nur deutlich zu machen versteht, so ist es gerechtfertigt, den Versuch einmal zu wagen, aus der bisherigen Verwirrung der Ansichten herauszukommen. Es dürfte wohl am praktischsten sein, wenn man einen Hauptvertreter der altdutschen Literatur herausgreift, der von allen Seiten gleichsam als die Quintessenz einer ihrer wesentlichsten Kunstgattungen anerkannt wird; denn dafür gilt Walther von der Vogelweide auch heut zu Tage, wie er schon im Mittelalter dafür gegolten hat.

Walther eignet sich auch deshalb vorzugsweise dazu, weil seine Wiederbelebung in der Gegenwart auf alle mögliche Art versucht worden ist und, wie es scheint, mit größerem Erfolge als irgendeines andern seiner Kunstgenossen. Allenfalls nur die Nibelungen dürften aus dem gesammten Kreise der altdutschen Literatur noch populärer sein: Wolfram von Eschenbach, Gotfried von Straßburg und andere Steine erster Größe verschwinden gegen seinen Glanz.

Vielleicht hat kein Dichter irgendeiner Zeit, nachdem er einmal dem unabänderlichen Geschehe verfallen war, daß er der Wissenschaft seine Erhaltung, respective Wiederauferstehung aus der Vergessenheit verdanken mußte, ein so günstiges Loos gezogen wie er. Welcher andere wäre durch einen Uhlund und durch einen Lachmann aus seinem Grabe erweckt worden? Was wollen doch alle die ältesten und älteren neueren und neuesten Scholiasten, Kritiker und Grammatiker, die an Homer, Sophokles, Pindar, oder auch an Virgil und Horaz herumgeschürft haben, gegen diese beiden in der Art ihrer geistigen Ausrüstung so ungleichen, in der Potenz derselben so gleichen? Uhlunds Walther von der Vogelweide, ein altdutscher Dichter, ist mehr als eine bloße verdienstvolle literargeschichtliche Arbeit. Es ist ein Werk der seelenvollsten Reproduction einer künstlerischen und menschlichen Individualität, das für sich allein, ganz abgesehen von seinem bleibenden wissenschaftlichen Werthe, zu den besten unserer Literatur gehört. Ähnliches ist unter seiner Anregung vielfach versucht worden,

aber es wird schwer halten es zu erreichen; zu überbieten ist es eigentlich gar nicht, so wenig wie irgendeine andere wahrhaft originelle Schöpfung. Lachmanns Ausgabe des Urtextes der waltherschen Gedichte wird selbst von den verbitterten Gegnern, an denen es bekanntlich nicht fehlt, als seine beste Arbeit anerkannt. Unbefangene sehen darin eine gleichfalls nicht zu überbietende Leistung der Kritik und der Hermeneutik in ihrer fruchtbarsten Verbindung, wie sie vorher in dieser Weise trotz aller unzähligen Editoren und Commentatoren aller möglichen Literaturen noch nicht versucht worden war. Daran reiht sich eine große Zahl tüchtiger Specialarbeiten aller Art. Was jene beiden großen Vorgänger in den Hauptzügen entworfen haben, ist im Einzelnen natürlich einer unbegrenzten Durch- und Weiterbildung fähig. So ist eine umfangreiche Literatur Walthers erwachsen, so umfangreich, wie sie sich an keinen andern unserer älteren Dichter angelehnt hat. Noch vor wenigen Monaten hat das stattliche Buch von Dr. Rudolf Menzel, das Leben Walthers von der Vogelweide, es versucht, ihre bisherigen Ergebnisse zu sichten und zusammenzufassen. In Simrocks Uebersetzung, die bereits drei jedesmal gründlich verbesserte Auflagen erlebt hat, ist wenigstens ein gediegener Versuch gemacht, den alten Dichter in ein neues Gewand zu kleiden. Es ist ihm also bei uns Ehre genug geschehen —.

Gewöhnlich steht diese Art von Ehre im umgekehrten Verhältnisse zu der, welche die Zeitgenossenschaft zu bieten gehabt hat. Bei Walther verhält es sich anders. Er scheint unter seinen Zeitgenossen nur einen ebenbürtigen Rivalen gehabt zu haben, den Minnesinger Reinmar, den er aber lange überlebte und somit auf die ihm selbst zuträglichste Art besiegte. Sonst sind alle die sich gelegentlich hervorthuenden Stimmen der Kritik — man bedenke, daß es sich um einen Dichter des zwölften Jahrhunderts handelt — darin einig, daß sie ihm den Preis unter seinen Kunstgenossen zuerkennen. Die Heerführerin der Nachtigallen, so heißt er einem Gotfried von Straßburg, unseres Gesanges Meister einem andern gleichfalls nicht schülerhaften Dichter der Zeit. Wo ihn Wolfram erwähnt, ehrt er ihn mehr durch die Art, wie er Worte von ihm einfach citirt, als durch alle etwa möglichen Lobesblumen. Man mag über den wunderlichen Wartburgkrieg denken, wie man will, aber es bleibt doch immer ein beachtenswerthes Zeugniß für die fortdauernde Geltung Walthers auch in einer schon ganz dem Epigonthum verfallenen Zeit, daß er unter die heilige Siebenzahl der hier traditionell vereinten größten Dichter in deutscher Zunge gehört. Auch die Meisterfinger, so lange es solche gab, haben ihn stets unter ihren zwölf alten oder großen Meistern der holdseligen Kunst mit fortgenannt, freilich sonst nichts weiter von ihm gewußt. Es ist an ihm erfüllt worden, was der ehrsame Hugo von Trimberg, ein bamberger Schulmann, hundert Jahre ungefähr nach der glänzendsten Zeit des Dichters urtheilte: Herr Walther von der Vogel-

weide, wer das vergäße, thät' mir leide — Worte, die Uhlant mit tiefem Sinne zum Motto seines Buches gewählt hat. Noch schwerer als alles Lob der Freunde wiegt aber der Tadel eines Feindes. Der ritterliche Italiener Thomasin von Zirclar, der Dichter eines Lehrgedichtes in deutscher Sprache, der Sprache der vornehmsten Ritterschaft dieser Zeit, hat sich in seinem gut päpstlich gesinnten Gewissen gedrungen gefühlt, eine Lanze mit unserem deutschen Dichter zu brechen, der, wie bekannt, Innocenz den Dritten nicht als Statthalter Christi, sondern als Statthalter des Teufels behandelt hatte. Der wohlgemeinten Replik des Italieners, die man ja nicht aus nationaler Parteilichkeit für den italienischen Papst erklären darf, liegt eine so aufrichtige und treuherzige Bewunderung des Dichters und des Menschen Walther zu Grunde, daß kein besseres Zeugniß für die Geltung beider in ihrer zeitgenössischen Umgebung gefunden werden kann. Wenn Thomasin dem deutschen Dichter vorwirft, daß seine Worte Tausende bethört hätten, die ohne sie dem alten Gehorsam treu geblieben wären, wenn er Walther für den geringen Erfolg der päpstlichen Geldsammlungen zur Befreiung des heiligen Landes vorzugsweise verantwortlich macht, so ergibt sich daraus auch ohne allen Commentar, daß Walthers Poesie nicht bloß in der Kunst, sondern auch in dem Leben der Zeit und seinen tiefsten und mächtigsten Strömungen Epoche machte.

Vergleicht man Walther mit seinen andern Kunstgenossen, so begreift man den Vorzug, den ihm die öffentliche Meinung zuerkennt. Man hat hier wieder, wie im Großen und Ganzen, immer Veranlassung, die Wahrheit des *vox populi*, *vox dei* bestätigt zu finden. Uns mag er, wie Lachmann ihn mit ebenso viel Bewunderung wie Reserve nennt, der reichste und vielseitigste unter allen deutschen Lyrikern des Mittelalters sein: seiner Zeit war er mehr, weil sie keine andern Dichter als diese kannte. Man wolle nur die Ausdrücke reich und vielseitig so verstehen, wie sie gemeint sind. Auf die Zahl der Verse kommt es natürlich dabei nicht an, obwohl auch diese, recht gewürdigt, immerhin ins Gewicht fällt, wenn es sich um die Bedeutung eines Dichters handelt. Uebrigens ist er auch darin fast allen seinen Genossen überlegen: unter den der Zeit nach älteren oder gleichaltrigen erreicht keiner die Fülle seiner Productivität — wenigstens soweit wir Heutigen es zu ermessen vermögen, muß mit billiger Vorsicht hinzugesetzt werden. Sein etwas jüngerer Zeitgenosse Rithart ist ihm darin allerdings überlegen und unter den letzten Ausläufern dieser Literaturperiode der vielgenannte, aber mit Recht vergessene Frauenlob. Bezieht man den Reichthum Walthers auf den Inhalt seines Schaffens, so erhält er seine volle Bedeutung. An Reichthum und Mannigfaltigkeit des innern Lebens, der Stimmungen und der Gedanken, überragt er alle, die überhaupt mit ihm verglichen werden. Daraus begründet sich seine gleichfalls einzige Vielseitigkeit zu einem Theil,

zum andern Theile aber aus der Gunst oder Ungunst der äußern Lebensverhältnisse, in denen er sich bewegte.

Beides zusammen giebt seinen Gedichten den Werth eines Mikrokosmos des mittelalterlichen Geistes in einer seiner entscheidendsten Epochen, wie ihn kein anderes literarisches Product der Zeit und nicht bloß kein anderer deutscher Lyriker darzustellen gewußt hat. Es mußte sich eine einzige Receptivität der Seele für alle, auch relativ unbedeutende Eindrücke der Außenwelt mit einer ebenso einzigen Elasticität und Schlagfertigkeit der productiven Kraft verbinden, um ihn zu dem größten Gelegenheitsdichter zu machen, den die Weltliteratur kennt. Denn abgerechnet einige erotische Stücke, läßt sich jedes Gedicht Walthers auf eine ganz bestimmte äußere Veranlassung zurückführen. In vielen Fällen ist dieselbe aber nur aus dem Gedichte bekannt oder vielmehr zu errathen, namentlich dann, wenn sie bloß in dem Kreise des Privatlebens oder der gewöhnlichen socialen Situationen entsprungen ist; oft aber sind die Strophen des Dichters nichts weiter als der poetische Commentar großer Haupt- und Staatsactionen der Zeit von weltgeschichtlicher Tragweite. Man kann sagen, diese Strophe kann nur an diesem Tage und an diesem Orte entstanden sein, wäre sie es nicht, so würde sie überhaupt nicht existiren. Was uns erhalten ist, wird wahrscheinlich nur ein geringer Theil dessen sein, was einstmals vorhanden war; denn es läßt sich daraus doch nur ein kleines Bruchstück des Dichterlebens zusammensetzen oder vielmehr es sind lauter einzelne Steinchen, im besten Falle ein Paar aneinander gereichte, zwischen denen aber unendlich größere Lücken klaffen. Sieht man das Erhaltene genauer auf seine Beziehung zu der Persönlichkeit des Dichters an, so fühlt man leicht, daß es nur zum Theil ihre wichtigeren Interessen und Erlebnisse spiegelt, meistens hat der Zufall wohl nur das dafür relativ Unbedeutendere erhalten. Denn, wie schon bemerkt, es ist schwer zu glauben, daß ein Dichter, der jede Situation, in die er mit unserm Wissen versetzt wurde, poetisch verwerthen mußte, unzählige andere Situationen, die wir nicht kennen, die aber als nothwendige Folgen oder Bedingungen zu dem Bekannten gehören, klanglos an sich hätte vorübergehen lassen.

Unsere deutsche Literatur des Mittelalters besitzt leider keine authentischen und gleichzeitigen Dichterbiographien, die einen so eigenthümlichen Reiz der provenzalischen ausmachen. Was wir von unsern großen Dichtern wissen wollen, müssen wir mühsam aus ihnen selbst oder aus andern gelegentlichen Notizen zusammensetzen. Walthers ist nach der Art seines Talentes eigentlich der einzige, von dem wir nicht bloß etwas mehr, sondern viel mehr eben durch ihn selbst wissen. Wenn es auch begreiflich unvollständig und niemals so recht in die gewöhnliche Prosa der geschichtlichen Thatfache aus der poetischen Umbildung zu übersezen ist, so ist es doch ohne Vergleich gehaltvoller, als was uns vom Leben irgendeines seiner Genossen bekannt ist. In diesem Sinne bieten uns seine Gedichte

das einzige wirkliche Dichterleben unseres Mittelalters. Schon dies allein würde ihnen für die Culturgeschichte einen hohen Werth sichern. Sie sind auch darin eine in ihrer Art einzige Quelle für sie. Begreiflich haben die tausend und abertausend Lücken, die der Zufall gerissen, die Differenz zwischen der poetischen Fassung eines Ereignisses oder einer Situation und ihrem prosaischen Thatbestand, der Mangel an allen Hilfsmitteln zur Kenntniß der Einzelheiten damaliger Zustände der wissenschaftlichen Verwerthung in vielen Fällen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, die durch ein Heer von „Wenn“ und „Sollte vielleicht“, nicht besiegt werden. Der Wissenschaft ist aber hier die subtilste Tüftelei nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht, und wer sich nicht darum zu kümmern braucht, hat auch kein Recht darüber die Nase zu rümpfen.

Aus den Liedern Walthers erhält man einen andern Begriff von der männlichen Würde eines deutschen Dichterlebens dieser Zeit, als ihn der einstönige Minnesang so vieler seiner Kunstgenossen, oder das pedantische Moralisiren anderer hervorbringt. Vollends darf man dies Leben nicht vergleichen mit den poetischen Selbstbekenntnissen eines Ulrich von Liechtenstein. Dessen Frauendienst ist zwar auch ein Stück Dichterleben und so authentisch wie nur möglich, aber die ganze Hohlheit des höfischen Formelwesens, die kindische Freude an bloßem Schalle und Gepränge, die Nichtigkeit der Triebfedern für die Thätigkeit des ersten Standes der Nation stempeln das Buch wohl zu einer lehrreichen culturgeschichtlichen Urkunde, keineswegs aber zu dem Bilde eines Mannes, Ritters und Dichters, der auf der Höhe seiner Zeit stand. Mag auch von Walther bis zu Ulrich in dem bitterbösen ersten Drittheil des dreizehnten Jahrhunderts der Geist des Ritterthums rasch und tief gesunken sein, so tief wie in dem Frauendienst stand doch sein Niveau um die Mitte des Jahrhunderts nicht, wenn auch lange nicht mehr so hoch als zu Walthers Zeit.

Was das Leben des Dichters so vielseitig und reich gemacht hat, ist ein Gemisch der höchsten und allgemeinsten Interessen einer tief bewegten Zeit mit den Begegnissen eines vom Glücke wenig begünstigten und doch zu großen Ansprüchen berufenen Menschen. Ein Zeitgenosse Heinrichs des Sechsten, Philipps und Ottos, Friedrich des Zweiten, Innocenz des Dritten und Gregor des Neunten mußte, zumal wenn er ein Deutscher war, ein Stück Geschichte durchleben, das ihm und später uns zwar nicht munden mochte, das aber an Fülle und tragischem Pathos seines Inhalts jedenfalls im Mittelalter einzig dasteht. Fühlte sich ein solcher berufen selbstthätig einzugreifen, sei es mit der eigentlichen That oder mit dem Worte, das die That hervorruft und lenkt, oder auch mit dem einen und dem andern, wie es die Gelegenheit gab, so mußte er Zeuge und Theilnehmer an den größten Vorgängen werden. Gab ihm sein Stand und sein persönlicher Werth auch noch die Berechtigung, mit den Höchsten der Erde einigermassen als ihresgleichen zu verkehren, so erhielt er eine Masse

von Eindrücken aus dem Großleben der Welt, die ein empfänglicher Geist kaum zu bewältigen vermochte, wenn er sich nicht, wie es Walther gelang, durch ihre künstlerische Objectivirung damit ins Gleichgewicht setzte. Denn alle Momente der tiefsten und dauerndsten Interessen der Zeit sammeln sich in seiner Poesie wie in ihrem natürlichen Focus. Es ist keines an der Seele Walthers ohne Wirkung vorübergegangen, und jedes hat — ein Beweis für ihre gesunde, reine Anlage — genau in der Stärke sie berührt, die ihm nach seinem weltgeschichtlichen Gehalte zukam. Er hat seine mächtigsten Töne durchweg für die mächtigsten Vorgänge und Persönlichkeiten der Zeit verwandt: ein Innocenz der Dritte, ein Gregor der Neunte sind würdige Objecte des zornigsten Pathos, aber der erstere verdient auch für unsere heutige Empfindung noch eine leidenschaftlichere Fluth des Hasses und der Erbitterung, als der zweite, weil er selbst so viel größer und gewaltiger als dieser ist. Genau so ist es beiden von der Muse Walthers zugemessen worden und so wie in diesem einen Falle, überall. Wenn sein Lied unmittelbar in die Ereignisse der Zeit eingriff, wie es seine Feinde ihm vorwerfen, so ist das in unsern Augen und nicht bloß wegen der Sache, die es verfocht und die im Ganzen auch unsere ist, das ehrenvollste Zeugniß für ihn, nicht sowohl als Dichter, sondern als Mensch. Zugleich aber zeigt es auch die Höhe der künstlerischen Bedeutung, auf die er sich in seinem eigentlichen Berufe als Dichter geschwungen hatte, besser als irgend etwas Anderes. Denn er ist von Beruf Dichter, anders als andere große Berufsgenossen, die ihm an Begabung und Kunst gleich oder überlegen, doch noch immer etwas Besseres als bloße Dichter sein wollten. Wolfram von Eschenbach lehnt es stolz ab, durch seinen Gesang etwas in der Welt und bei den Frauen zu gelten: Schildesamt ist sein Beruf; er ist ein Ritter grade so wie alle andern, und die Kraft seines Armes, das Feuer seines Muthes ist es, worauf er wie alle andern allein stolz sein darf. Walther dagegen ist freilich auch ein Ritter gewesen; denn an die seltsame Vermuthung eines neueren Literaturhistorikers, der ihn zu einem gebildeten Mann des ehrsamten Bürgerstandes und zu einem bloßen gedankenvollen Zuschauer des ritterlichen Weltgetümmels ringsherum machen will, hat doch im Ernste niemand außer dem Erfinder selbst geglaubt. Aber bei ihm tritt die That in dem groben oder äußerlichen Sinn der Ritterschaft ganz zurück gegen den Gedanken, aus dem die That fließt. Nirgends findet sich eine Spur, daß sich der Ritter Walther auf eine Leistung mit Schwert und Speer etwas zu Gute thut, ja derartiges hat nicht einmal einen Eindruck in seiner Poesie hinterlassen, wo doch sonst alles, selbst die kleinste Nuance des äußern Lebens sein treues Spiegelbild fand. Er muß an manchen großen Haupt- und Staatsactionen der Ritterschaft auf der Wahlstatt und auf dem Turnierplage Theil genommen haben, das fordert der Zusammenhang seines äußern Lebens; hat er ja doch wenigstens einmal auch einen Kreuzzug

mitgemacht. Aber grade dabei ist es charakteristisch für ihn, daß sich von dem gewöhnlichsten Apparat eines solchen, dem kriegerischen, auch nicht einmal eine Andeutung in den zahlreichen dadurch hervorgerufenen Liedern des Dichters findet. Sie spiegeln nur die weltgeschichtliche Bedeutung der Situation, ihren Werth für Geist und Gemüth, sie vermitteln nur das allgemeine Interesse mit den subjectiven Bedürfnissen einer originellen und doch wieder in allen Stücken mit ihrer Zeit so identischen Natur. Man darf den Dichter wohl den correctesten Ausdruck aller idealen Tendenzen dieser Zeit nennen, so weit sich ein solcher in den Rahmen eines Einzel Lebens drängen läßt. Wer darnach freilich die Wirklichkeit des Lebens ermessen wollte, würde in denselben Irrthum verfallen, als wenn er in dem Denken und Empfinden dieses Einen eben nur eine particuläre Erscheinung sehen wollte. Es gehört ja überhaupt zu dem Charakter des Mittelalters, daß sein idealer Spiritualismus nur in der Phantasie, ein cynischer Realismus in der unmittelbaren Empfindung und im Handeln herrscht, das ganz unter dem Gebote der naiven Triebe steht. Die großen Vorgänge und Personen auf der damaligen weltgeschichtlichen Bühne zeugen ebenso sehr von diesem ungelösten Gegensatz, wie das tägliche Treiben des Privatlebens. Die Meisten, mitten in die Bewegung des Augenblicks gestellt, gelangten schon deshalb zu keinem Bewußtsein davon, auch wenn ihre Gemüthsart dazu vorbereitet gewesen wäre. Die tieferen und ernsteren Naturen fühlten die Zerrissenheit der Welt rings um sie herum auch als eine Zerrissenheit ihres Innern. Sie rangen mit aller Kraft, bei sich und den Andern jene trostlosen Contraste auszuglücken, aber es gelang ihnen nur, sie in ihrer ganzen Schärfe einander gegenüberzustellen.

So ist es auch mit Walther. Seine Poesie war ursprünglich von dem guten Glauben an die Realität der großen Ideale der Zeit und des tonangebenden Standes, der Ritterschaft, erfüllt. An dem Hofe dieses und jenes Fürsten schien ihm die wahre Ehre, die wahre Minne, die wahre Treue verkörpert entgegenzutreten. Seine Augen wurden schärfer und erkannten, daß es nur Masken davon oder auch Caricaturen waren. Es blieb ihm nichts als der Schmerz über die Versunkenheit der Zeit und zum Troste das Lied, bis auch dieser Trost versagte.

Die Dissonanz ist nicht bloß der Grundton von Walthers Lyrik. Sie geht aus gleichem Ursprunge wie bei ihm durch die gesammte Poesie des deutschen Mittelalters. Je bedeutender die Originalität der einzelnen Dichter ist, desto prägnanter äußert sich jene. Wie überall ist der einmal angeschlagene Ton bald zur Mode und Manier geworden, aber zuerst kam er aus dem Herzen. Eine Natur wie die Gotfrids von Strassburg suchte sich durch Vertiefung in weiche Gefühlseligkeit vor der verzweifeltsten Negation zu retten, die seine eigentliche Konsequenz hätte sein müssen, die ein Dichter aber in seinem productiven

Drange nicht brauchen konnte. Wolfram von Eschenbach hat sich durch wunderliche Sprünge phantastischer Erfindungen und durch einen capriciösen Humor darüber hinweggeholfen; die flacheren Gemüther haben es so oder anders versucht, wenn sie nicht bloß die Redensarten ihrer wirklich großen Vorgänger nachplauderten, ohne etwas dabei zu empfinden. Walther seinestheils versuchte es auf dem ehrenhaftesten, aber auch unpraktischsten Wege: er betonte sein sittliches Postulat, was für sein Gefühl und auch nach dem Urtheile der Zeit zusammenfiel mit deren höchsten Idealen, immer ernster, immer herber. Er selbst blieb dadurch freilich um so mehr vor dem Miasma geschützt, das er rings um sich über die ganze Welt immer häßlicher und giftiger sich lagern sehen mußte, aber die Zeit verstand ihn immer weniger. Wenn die literarhistorische Kritik aus äußeren Gründen zu der Annahme gelangt ist, daß Walthers Leben wahrscheinlich noch weit über die Grenze seiner poetischen Thätigkeit sich verlängert habe, so erhält diese Bemerkung ihr tieferes Relief und ihre innere Wahrheit durch den inneren Entwicklungsgang des Dichters bis zu dem Momente, wo er vollständig an der Zeit verzweifelt, mit einem Schmerzensschrei, der noch jetzt in jeder Brust nachklingt, mit seinem erschütternden Refrain: O weh, immer noch mehr O weh von ihr sich abkehrt. Mögen noch einzelne Nachklänge derselben Stimmung einer späteren Zeit angehören — was weder aus äußeren noch aus inneren Gründen unmöglich, aber auch ebenso wenig wahrscheinlich ist, — so ist mit jenem letzten Grundtone das Geschick des Dichters und seiner Poesie entschieden. Die alte Sage, der Dichter sei zuletzt in einen geistlichen Orden getreten, stützt sich freilich auf keine urkundlichen Zeugnisse, und insofern hat unsere moderne Kritik, die, wenn sie das sein will, was sie allein sein kann, nur solche respectirt, recht, sich nicht weiter darauf einzulassen. Aber in der Sage steckt auch wieder wie gewöhnlich mehr geschichtliche Wahrheit im echten Sinne des Wortes, als in den nüchternen Urkunden. Die Zeit, die sie bildete, hat ihr Urtheil über Walther damit so treffend und plastisch, wie nur möglich, abgegeben. Auch wir fühlen aus der Richtung, welche des Dichters Lebens- und Liedesbahn einschlug, heraus, daß ihr natürliches Ziel nur das Kloster sein konnte. Ist sie wirklich nicht dort angelangt, so hat sie es eben nicht erreicht. Das Warum kann uns nicht weiter kümmern und noch weniger Veranlassung zu Hypothesen geben, die hier besonders wohlfeil zu haben wären. Aber unsere Interpreten und Kritiker haben in ihrem wohlberechtigten Eifer für einen so großen Vorrath davon gesorgt, daß jede neue schon deshalb, weil sie noch eine mehr ist, als Ballast betrachtet werden muß.

Walther hat es seiner Zeit und uns Späteren sehr leicht gemacht, seine innerste Gesinnung zu verstehen. Dazu bedarf es des weitläufigen Apparats der modernen Hermeneutik nicht. Sein Portrait in der großen pariser Prachthandschrift unserer Minnesinger, und mit unwesentlichen Veränderungen wieder-

lehrend in einer anderen anspruchsloseren, aber viel gebiegeneren Weingartners giebt uns gewiß auch nicht einen Zug von der wirklichen Physiognomie des Dichters. Es ist pure Erfindung, wie alle andern dieser Art an gleicher Stelle. Aber es ist auch wieder mehr als das richtigste Portrait: es ist der eigentliche innere Mensch Walther in der treffendsten Symbolisirung, die nur überhaupt möglich war. Er sitzt da auf dem Steine, Bein über Bein geschlagen, das Haupt auf den Arm gestützt, wie er sich selbst als contemplativer Dichter in demjenigen seiner Erzeugnisse schildert, in dem er das letzte Wort seines Denkens ausgesprochen hat. Denn gerade da stellt er jene große Frage an sich, um deren Lösung sich die Arbeit seines ganzen Lebens vergebens bemühte, wie er sie ausdrückt: „Wie man drei Dinge erwerben möchte, ohne eines davon zu verlieren, Ehre, Geld und Gottes Huld“. Das war das Räthsel nicht bloß des Dichters, sondern des ganzen Mittelalters, soweit sein Geist reif und tief genug war zu begreifen, was damit gemeint sein sollte. Die Fülle der Welt in ihrer ganzen dämonischen naturalistischen Macht und die vollständige Verachtung der Welt, als des absoluten Inbegriffs der Sündhaftigkeit — beides zusammen ließ sich nicht in einen Schrein bringen. Und doch wurde das immer und immer wieder von jedem einzelnen Menschen versucht. Millionen haben die Lösung glücklich gefunden, weil sie das Räthsel selbst wohl gehört hatten, aber nicht begriffen, was es bedeutete. Für sie waren die Heilsanstalten der Kirche da, und wenn alles nichts helfen wollte, eine lebensgefährliche Wallfahrt nach Sanct Jacob oder eine Kreuzfahrt gegen die Heiden und Keger. Wer die Welt so anschaute, wie sie dem geängstigten Gewissen damals allein erscheinen durfte, im Angesicht ein üppiges Weib in der Blüthe ihrer Reize, auf der Rückseite ein grauenvolles Geniste ekelhaften Gewürms, konnte nicht heute einmal mit ihr buhlen und morgen durch die Beichte vor dem Priester seine Seele rein waschen. Walther hat ihr Bild so gesehen, freilich nicht er zuerst, es spukte schon lange grade so, wie er es malt, in der umnachteten Phantasie des Mittelalters. Aber wenn er es auch nur als fertiges Bild gesehen und nicht selbst erfunden hat, hätte so ihm damit doch für immer der Glaube benommen sein sollen, daß jene drei Dinge zusammen von einem Menschen besessen werden könnten. Und doch wollte auch er, wie jeder andere Mensch, keines davon missen, um so weniger, da er ein Ritter war, also, wie er das faßte, die harmonische Darstellung der höchsten Lebensfreudigkeit seine angeborene oder von Gott gegebene Aufgabe war.

Freilich wer eine solche Antwort bei der Hand hatte, wie Wolfram von Eschenbach, konnte wohl ein großer Dichter sein, ein größerer vielleicht als Walther, aber einem nachdenklicheren Sinne, einem philosophischen Kopfe wie Walther genügten eben doch die Traumgebilde des Gralkönigthums nicht. Wie weit Wolfram selbst an ihre Realität geglaubt oder sie nur als Symbolisirung

seines Ideales der höchsten menschlichen Existenz gefaßt hat, mag hier dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war es ein genialer Leistungsversuch, wie er einem solchen Dichter geziemte. Aber die Gedankenlyrik Walthers schließt überhaupt jedes üppige Wuchern der Phantasie aus: so fein seine Nerven für alle Eindrücke der Außenwelt gestimmt waren, so erzeugten diese doch nicht wieder eine neue Reihe von Bildern in seinem Sinne, sie ließen nur den geistigen Niederschlag ihres Wesens als Keim einer poetisch umgeformten Reflexion wirken. Walthers darf auch darin als der wahre Typus der mittelalterlich deutschen Lyrik gelten. Sie entspringt nur zum geringeren Theile aus der Naivetät des Gefühles, der das spätere Volkslied und ein großer Theil der modernen Lyrik angehört. Sie ist durch und durch in Reflexion getaucht und es war nur eine natürliche Konsequenz, wenn sie fast ohne eine wahrnehmbare Grenzlinie in die eigentliche Didaktik verläuft. Von dieser mittelalterlichen Didaktik fällt die größere Masse außerhalb des Begriffes der Poesie, wie wir ihn zu fassen pflegen. Das Mittelalter, das solche Definitionen nur nach äußeren Merkmalen vollzog, unterschied sie nicht davon, wenn sie nur gereimt war. Aber einem anderen Theile wird auch nur eine ebenso befangene Einseitigkeit ihre poetische Berechtigung absprechen: die Sprüche eines Spervogels und Freidank gelten auch uns für wahrhaft aus dem Geiste eines Dichters geborne Erzeugnisse, wenn auch ihr Inhalt sich durchweg auf abstracte Sätze der Ethik zurückführen läßt. Walthers unterscheidet sich in seinen eigentlich lehrhaften Gedichten nur dadurch von diesen und ähnlichen Genossen, daß er auch dann noch, wenn er einen allgemeingiltigen Satz der Moral ausspricht, doch von einem einzelnen Eindrücke seiner Lebenserfahrung erfüllt und angeregt ist. Auch diese Art seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte in einem tiefsten Sinne des Wortes, der schon seine Erläuterung gefunden hat. Schon deshalb muß die Hypothese einer Identität unsers Dichters und des pseudonymen Freidank zurückgewiesen werden. Die Gründe der äußeren Kritik, die mit Recht auch dagegen geltend gemacht worden sind, wiegen doch nicht so schwer als diese eine Differenz: Freidank ist niemals Gelegenheitsdichter in dem Sinne, wie es Walthers in jedem seiner Lieder und Sprüche ist.

Das Ueberwiegen der Reflexion ist der modernen Empfindung besonders bei der Minnezeit des Mittelalters störend. Wenn irgendwo, so verlangen wir hier einen unmittelbaren Erguß des Gefühls, und wo uns statt dessen verschlungene Gedanken, eine Dialektik, die nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopfe stammt, geboten wird, überläuft es uns frostig. Für jeden, der nur einigermaßen die innern Zustände jener Zeit kennt, bedarf es keiner Erläuterung, daß sie selbst daran keinen Anstoß nehmen konnte. Ihre Minne war eben nicht das, was unsere Liebe ist, obgleich es sich von selbst versteht, daß das ewige Naturrecht der Liebe damals so gut wie immer gegolten hat.

Aber die Poesie, welche die Blüthe des Geistes und Seelenlebens darzustellen hatte, konnte sich um diese naturalistische Liebe nicht kümmern, oder wenn sie es that, mußte sie allerlei Vorsicht anwenden, um nicht von ihrer idealen Weise zu verlieren. So ist denn auch Walthers Minnepoesie fast durchweg höfisch in dem Sinne, der uns die ganze Art verleidet. Man kann kaum behaupten, daß sie sich auch nur gradweise von der seiner begabten Kunstgenossen unterscheidet. Jener Reinmar, der als sein einziger glücklicher Nebenbuhler galt, mag auch nach unserem Urtheile die Filigranarbeit seiner Strophen noch feiner und geschmackvoller ausgeführt haben als Walthar: ein Heinrich von Morungen übertrifft sie beide an innerer Fülle und Wärme und ist ihnen an Kunst im formellen Sinne gleich. Walthar ist freilich auch hier nicht zum Virtuosen herabgesunken, der jedes gegebene Thema mit untadeliger Technik zu variiren versteht. Er bleibt sich auch hier treu und giebt nur sein inneres Leben in seinen Liedern. Wir können aber mit dem besten Willen nichts weiter daraus entnehmen, als einen lehrreichen Beitrag zur Erkenntniß des Geistes und Seelenlebens einer uns grade hierin so fremdartigen Welt, allenfalls auch interessante Aufschlüsse über die Sitte und die Zustände der höheren Gesellschaft jener Zeit. Das treuherzige Stammeln des ungelentesten Volksliedes findet in unserm Herzen einen sympathischeren Wiederhall als jene zungenfertige Rhetorik, an die auch er gefesselt war.

Es ist wahr, daß einige Lieder des Dichters auch jetzt noch in uns nachklingen. Es sind solche, in denen der Ritter aus den Prachtsälen der Burg hinab unter die Linden des Dorfgängers steigt. Dort durfte er lieben und von der Liebe singen, wie wir es verstehen. Aber es sollte so zu sagen nur verstoßen geschehen, die gute Gesellschaft und der gebildete Mann im Dichter selbst durften eigentlich nichts davon wissen. Wer durch sein heißes Blut zu oft in jene naive Welt sich locken ließ, der verdarb damit die wahre Kunst, der brachte bäuerische Töne in den höfischen Gesang, auch wenn er ebenso correct wie die correctesten Repräsentanten des höfischen Gesanges seine Worte zu setzen und seine Strophen zu bauen verstand. Auch Walthar, der doch selbst einmal aus voller Brust sein „Unter der Linde, auf der Heide“ gesungen hatte, wendet sich mit sittlicher Entrüstung gegen solche Kunstschänder, möglicherweise gradezu gegen den genialsten unter ihnen, Rithart, dessen Tanzlieder und Reime wir Neuere noch am ersten für wirkliche Liebesidyllen gelten lassen.

Kann Walthers Minnegefang nicht mehr auf uns als reine und echte Poesie wirken, so schadet das dem ganzen Dichter weniger als den meisten seiner Kunstgenossen, die eben nur Minnesinger sind. Schon der Zahl nach überwiegend bei ihm die Erzeugnisse einer ernsteren Stimmung, eines Empfindens und Denkens, das höheren und allgemeineren Interessen zugewandt war. Seine Spruchpoesie, wie man sie nennen darf, obgleich nicht alles dem Inhalte nach

hierher Gehörige auch die Form des Spruches, der zur Declamation und nicht zum Gesange bestimmten Strophe hat, zeigt ihn uns von der Seite, die uns größtentheils noch unmittelbar verständlich ist. Was er über die großen sittlichen Fragen des Menschendaseins im Allgemeinen, oder über die Forderungen der einzelnen Lebenssituationen an den vollkommen durchgebildeten Menschen denkt, ist nun freilich nichts Neues oder besonders Tiefes. Er reproducirt nur mit voller Ueberzeugung des Gemüthes, was Andere vor ihm darüber gedacht und gesagt haben. Was der Zeit allenfalls neu sein konnte, ist es wenigstens uns nicht mehr. So wenn er die natürliche Gleichheit aller Menschen, die Nichtigkeit aller Standesunterschiede und dergleichen mit zermalmender Energie einer Welt entgegenhielt, die doch ganz und gar aus Geburts- und Standesvorurtheilen zusammengesetzt war: „Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden, wenn er ihr nacktes Gebein findet und die Würmer das Fleisch verzehrt haben.“ Oder wenn er daran festhält, daß Gott Christen, Juden und Heiden diene, ihm, der alle Wunder des Lebens geschaffen hat und erhält. Dies waren gewaltige Paradoxen, und als solche mochten sie zunächst nur aufgenommen werden, bis die Zeit kam, wo sie als allgemeine Wahrheit gelten konnten und jedermann der Ueberzeugung sein durfte, daß sie gleichsam zur ursprünglichen Mitgabe seines Denkens gehörten. Auch bei diesem Verkündiger der edelsten Humanität bleibt es weniger der abstracte Inhalt, als die Form, die Wiederzeugung in einer rein gestimmten Seele und die Darstellung durch das tröstendste Wort, was den eigentlichen Werth seiner Spruchweisheit begründet. Aber dieser ist eben darum ein dauernder, auch jetzt noch ebenso gültig als in seiner Zeit. Was sich um diesen Kern als Schale angelegt hat, die Tradition des besondern mittelalterlichen Kirchenthums, die christliche Mythologie mit ihren Engeln und Heiligen gehört zwar auch nothwendig zur Individualität des Menschen Walthers, so gern wir es auch an dem Dichter missen möchten, aber es kann für uns keine andere als eine bloße culturgeschichtliche und psychologische Bedeutung haben. Zum Glück ist diese specifisch mittelalterliche Schale hier dünner, als sie bei andern zu sein pflegt. Der süße Kern der echten Menschlichkeit wird dadurch eben nur gelegentlich verhüllt, aber er ist doch nirgends darunter verkrüppelt.

Walthers ist uns aber noch mehr als ein sinniger Spruchdichter. Darin hat er unter den deutschen Lyrikern und Gnomikern des Mittelalters manchen, der ihm gleicht, wenn auch die Nachwelt, wenigstens die heutige, ihn allein statt aller andern gelten läßt. Denn selbst Spervogel und Freidank, seine nächsten Geistesverwandten und der erste von noch markigerem Gehalte und wuchtigerem Ausdruck als er, sind nur noch für die wenigen da, die sich mit Detailstudien der mittelalterlichen Literatur beschäftigen. Aber der Politiker und Patriot Walthers hat mit Recht alle seine andern poetischen Nebenbuhler

in den Bereich der Gelehrsamkeit verwiesen, um bei uns und für alle Zukunft statt aller Andern als Typus der mittelalterlichen Poesie von ihrer besten Seite zu leben. Zwar befehlen sich keine Hohenstaufen und Welfen mehr, und keine päpstliche Bannbulle vermag die Gesichte der deutschen Nation unlösbar zu verwirren, auch kümmert uns die Schmach des heiligen Grabes nicht mehr so viel, daß wir seine Befreiung an die Spitze aller Aufgaben der Zeit stellten. Aber wenn es auch keine Hohenstaufen mehr giebt, giebt es doch noch Welfen, und diese sind nicht anders geworden, als sie damals waren. Gäbe es auch keine Welfen mehr, so bliebe doch noch dieselbe entsetzliche Noth des Vaterlandes. Denn ein concretes Vaterland hat Walther in dem Reiche geliebt und nicht bloß für ein abstractes Schattengebilde der Phantasie geschwärmt. Wenn er alle Macht und Herrlichkeit, die ihm im Begriff des Reiches lag, für Deutschland bewahren wollte, so that er nichts weiter, als was jeder Mensch von Kopf und Herz damals thun mußte. Denn so gewiß das Reich in Walthers Sinn für uns ein Phantom wäre, so gewiß war es für ihn die einzige Form, in der sein ideales Bild des deutschen Staates existiren konnte. Leider stehen wir im Ganzen noch immer da, wo unsere Nation stand, als ihr der Dichter im schmerzlichen Zorne zurief: „Wehe dir, deutsche Zunge, daß die Mücke ihren König hat und deine Ehre so zerrinnt.“ Und wenn auch für uns nicht der Weise, jener mystische Stein in der Krone Karls des Großen entscheidet, daß der, über dessen Nacken er glänzt, unser legitimer Herrscher ist, so fühlen wir doch aus dieser mittelalterlichen Verhüllung den Sinn, der auch uns gilt, heraus. Jedes Wort des Dichters kann, recht verstanden, jetzt noch so zünden, wie es vor länger als einem halben Jahrtausend gezündet hat. Dürfte doch auch bald ein heutiger Thomasin von seinem Liede sagen: es hat Tausende bethört; denn was ihm Bethörung hieße, würde uns Erwachen des Ehrgefühls und Verstandes der Nation heißen!

In diesem Sinne vorzüglich mag uns Uhlands Motto: „Herr Walther von der Vogelweide, wer das vergaß, das war mir leide“, wahr werden. Hat ja doch unsere ganze Poesie nach ihm bis zu den Sängern der Freiheitskriege auch nicht ein einziges Mal mehr jene gewaltigen Töne angeschlagen, deren er auch in seiner Zeit allein mächtig war. Denn die übrige politische Poesie des deutschen Mittelalters ist für uns wirkungslos auch dann, wenn sie es ebenso ehrlich mit dem Vaterlande meint, wie er. Später hat man in dem Getriebe des Tages und der nächsten Interessen den eigentlichen Grundschaden vergessen, dessen ganze Tiefe sein Blick ermaß. Erst der dreißigjährige Krieg öffnete die Augen der Besten in der Nation wieder dafür, aber damals war keine günstige Zeit für ein zu dauerndem Leben bestimmtes deutsches Lied. Ein Jesuit und lateinischer Dichter, Balde, hätte es vielleicht schaffen gekonnt, wenn er nicht Jesuit und lateinischer Dichter gewesen wäre. Klopstocks patriotische

Weihrauchwolken und Herders mehr ärgerliche als zornige Invectiven sind mit Recht vergessen, Walther aber ist wieder aus seinem Grabe auferstanden. Wir sehen darin nichts Zufälliges oder Gleichgiltiges. Es handelt sich nicht um ein Buch mehr oder weniger zu den vielen, die wir haben, sondern um einen der großen Leitsterne auf dem so dunkeln und gefährvollen Wege unseres Volkes. Einem solchen gebührt es alle mögliche Ehre anzuthun, weil man sicher sein kann, daß sie sich belohnt. Es soll übersezt oder in seiner eigenen Sprache noch viel mehr als bis jetzt gelesen werden: ihn mögen unsere Schulen interpretiren, vorausgesetzt, daß sie mit ihm besser verfahren, als mit den armen Classikern des Alterthums, die sie der heutigen Welt systematisch zu verleiden verstehen. Die Festigkeit und Subtilität der Fachwissenschaft kann bei ihm nie zu weit getrieben heißen, wenngleich zu wünschen ist, daß auch sie nicht vergißt, daß sie einen auch für uns noch lebendigen Text zu commentiren und zu interpretiren hat. Und so ist es denn ein durchaus gesunder Instinct, der sie immer wieder zu ihm hinführt. Die Waltherliteratur ist schon zu einer kleinen Bibliothek angeschwollen; je mehr sie sich vergrößert, desto besser für uns alle. —

Am Catatumbo.

2.

Nunmehr machten die Entwaldungen sichtbarere Fortschritte; bald war das ebene Inseldreieck von sämmtlichem Unterholze säubert, und die Art begann ihr Zerstörungswerk unter den Waldbriesen. Zerstükt und übereinandergeschichtet, ein riesiger Scheiterhaufen, lagen in Kurzem Stämme, Aeste, Lianen, Reben, Wurzeln, Palmsäulen und Großbäume, zusammengetrocknet von der Sonnengluth, aufgeborsten und gekrümmt, auf der kahlen Fläche. Zornkreisend schlangen sich Heerden verschreckter Affen aus ihrem schwankenden, zusammenstürzenden Lustreviere zurück in die tiefere, unzugänglichere Wildniß, und wuthflammenden Blickes, den Schweif rollend und die Weichen peitschend, schaute der Jaguar vom jenseitigen, steilen Ufer auf das Werk der Vernichtung, in das gelichtete und gelüftete Jagdrevier, darinnen er so lange absolut geherrscht.

Und das alles sank dahin unter den Artstreichen, zerstampft und zerstückelt